
Sechstes Kapitel.

Sitten. Handel. Wissenschaften. Religion.

Die Bekanntschaft, welche die Deutschen mit den weichlichen und verderbten Bewohnern der römischen Provinzen machten, hatte auf ihre Sitten und ihren Charakter den nachtheiligsten Einfluß. Als sie in diese Länder einrückten, fielen sie, als rohe und unbändige Menschen, über die herrlichen Lebensbedürfnisse derselben mit einer Art von Heißhunger her, ließen sie sich in der Befriedigung ihrer Begierden durch gar nichts stören. Den Unterschied zwischen ihrem vorigen armseligen Leben, und ihrer jetzigen Sinnenbehaglichkeit, fühlten sie mit aller Lebhaftigkeit. Das Beyspiel der Eingebornen war zu verführerisch, als daß es ihren Nachahmungstrieb nicht rege machen sollte. Wie hätten auch
die

die von allen philosophischen Grundsätzen ent-
 bibsteten Deutschen, den sanften Einwirkungen
 des Klima's und der Lebensfreuden standhaft
 widerstehen sollen? Durch sie aber verfielen die
 meisten deutschen Völker in ein Sittenverderb-
 niß, welches ihre alte Verfassung allmählig
 ganz zu Grunde richtete. Dies äusserte sich vor-
 züglich bey den Vandalen in Afrika, und den
 Ostgothen in Italien. Jene waren schon zu
 Velsars Zeiten eins der weichlichsten Völker
 auf der ganzen Erde, das mit warmen und hei-
 ßen Bädern abwechselte, an herrlich besetzten
 Tafeln schwelgte, in Gold und Seide sich klei-
 dete, einen großen Theil des Tages theils im
 Schauspielhause, theils im Lustgarten, zubrach-
 te, und die sinnliche Liebe nicht ausschweifend
 genug genießen konnte. Bey den Ostgothen
 konnte schon der in so großem Ansehen stehen-
 de Theoderich, die allzugroße Neigung zu den
 Freuden der Sinnlichkeit, kaum zurückhalten,
 und nach seinem Tode brachen die unterdrück-
 ten Laster mit desto größerer Wuth aus. Die
 Ostgothen mißhandelten nicht allein die Män-
 ner, sondern auch die Weiber der Römer; sie
 opfer:

opfertem ohne Unterschied Mütter und Töchter ihrer Wollust auf. Diese Ausschweifungen in der Sinnlichkeit schwächten aber ihr Nervensystem und ihren Muth immer merklicher, und machten sie fähig, von den eben so kleinen als unbeherzten Griechen, oder vielmehr von den braven Mithstruppen derselben, besiegt zu werden. Die Sueven, und die Westgothen in Frankreich und Spanien, blieben, in der schädlichen Nachahmung der Römer und ihrer Unterthanen, gar nicht weit hinter ihnen zurück.

Dieses Sittenverderbniß äusserte sich natürlich am auffallendsten bey den Fürsten und Edlen der Deutschen. Dieß beweiset unter andern die kurze Lebenszeit ihrer meisten Könige. Elf suevische Könige in Spanien regierten zusammen nicht länger als 197 Jahre, so daß, auf einen in den andern gerechnet, nicht mehr als 16 Jahre kommen. Zwey und dreyßig westgothische Könige füllten mit ihrer Regierungszeit kaum 300 Jahre aus, und auf jeden kommen also noch nicht völlig 10 Jahre. Es wurden aber auch 11 von diesen Königen ermordet, wenigstens 4 abgesetzt, und 10 im Treffen getödtet.

Galletti Weltg. 6r. Th. C Die

Die Vandalen hatten in Zeit von 109 Jahren sechs Könige, und da auf des ersten, Geiserichs, Regierung allein 50 Jahre fielen, so regierte von den fünf letzten einer in den andern nicht viel länger, als 10 Jahre. Die Burgunder hatten in 120 Jahren 6, die Ostgothen 8 Könige; manche derselben wurden aber auf eine gewaltsame Art des Lebens beraubt. Ueber die Longobarden herrschten in 300 Jahren 22 Könige; dagegen hatte das angelsächsische Reich Kent in England, in 380 Jahren, nicht mehr als 15 Könige, und bey den Franken war die Sterblichkeit ihrer Könige auch nicht so außerordentlich. Die deutschen Völker, welche das eigentliche Deutschland bewohnten, und die Franken, die die Verbindung mit denselben immer fortsetzten, entfernten sich auch von ihren alten deutschen Sitten weniger, als die in die südlichen und westlichen Provinzen der Römer eingerückten Völker. Wenn auch die Franken an Arglist und grausamer Denkart den eigentlichen Römern wenig nachgaben, so behielten sie doch ihren männlichen und tapfern Charakter noch Jahrhunderte hindurch bey. Indessen mochte eben

die

dieser Charakter dazu beytragen, daß sie an Hartherzigkeit und Erzulofsigkeit fast alle übrigen deutschen Völker übertrafen. Ueberhaupt war sowohl bey den Franken, als bey andern deutschen Völkern, meistens weder Treue noch Glauben zu finden. Dieß beweiset schon die Nothwendigkeit der Eideshelfer. Der Besitzstand des Vermögens war eben so unsicher, als der längere Genuß des Lebens. Vom Völkerrechte scheinen die deutschen Könige noch gar keinen Begriff gehabt zu haben, weil sie sich sogar gegen die Gesandten anderer Regenten ein hartes Verfahren erlaubten. Ihre Unbekanntschaft mit den Wissenschaften war aber meistens auch so groß, daß sie weder lesen noch schreiben konnten.

Keuschheit und Mäßigkeit war bey den Franken, und den übrigen deutschen Bewohnern des südlichen und westlichen Europa, von der Ueppigkeit und Schwelgerey ganz verdrängt worden. Die Könige unterhielten, der christlichen Religion ungeachtet, mehrere Weiber, und vor ihren wollüstigen Planen waren selbst die Bräute auf dem Kirchwege, und bey der Heimführung,

rung, nicht sicher. Mädchenraub und Noth-
 zucht kamen daher überaus häufig vor. Das
 sinnliche Vergnügen einer schwelgerischen Tafel
 und eines übermäßigen Weingenußes, war den
 deutschen Fürsten und Edlen bald eben so rei-
 zend, als den Römern. Es gab unter den Fran-
 ken schon so studierte Freßer, daß sie ihre Ver-
 dauungskraft durch Aloe zu stärken suchten. Die
 Könige der Franken stellten oft große Gelage
 an, zu welchen nur diejenigen eingeladen wur-
 den, die bey ihnen in besonderer Achtung stan-
 den. Selbst die Liebesmähler, die in den Kir-
 chen gehalten wurden, verwandelten sich zuwei-
 len in kostbare Gastmähler. Auf einen ausge-
 suchten Luxus in Ansehung der Kleidung, der
 Wohnung und des Hausgeräthes, scheinen die
 deutschen Großen dieses Zeitalters noch wenig
 Rücksicht genommen zu haben. Sie wohnten
 ja aber auch meistens auf ihren großen Landgü-
 tern, von der prächtigen Lebensart der Städ-
 te entfernt. Die Häuser waren meistens nur
 von einem Stockwerke und ohne Rauchfang,
 und große Häuser mit Säler, Stuben und
 Kammern kamen nur selten vor. Da die
 Für-

Fürsten gewöhnlich nur im vertrauten Kreise ihrer Familie lebten; da Zusammenkünfte am Hofe nicht sehr oft vorkamen, so konnten sich unmöglich gefellige und feine Sitten bilden, und die ursprüngliche Roheit des deutschen Charakters leuchtete daher noch lange hervor. Wie ließ sich aber von Leuten, die, ausser den Parforce-Jagden, den Thierhezen, den Stiergefechten, den Hahnenkämpfen u. s. w. kein Vergnügen kannten, etwas andres erwarten? Die vorzüglichste unter den fürstlichen Lustbarkeiten blieb die Jagd, die schon sehr kunstmäßig, in Thiergärten und Jagdgehögen, getrieben wurde. Für gemeine Leute hatten Processionen und Wallfahrten einen großen Reiz, und man überzeugte sich durch die Erfahrung sehr bald, daß bey den letztern nicht allein die Frömmigkeit, sondern auch andre sanfte Triebe, sich in Bewegung setzen lassen.

Die Bedürfnisse eines frohen und üppigen Lebens, ließen sich die Deutschen von den Römern und deren Unterthanen, liefern. Die eigentlichen Deutschen, besonders diejenigen, die sich zwischen dem Rhein und der Elbe ausbrei-

teten, beschäftigten sich bloß mit Jagd, Viehzucht und Ackerbau. Der Waldungen, Moräste und Wüstungen gab es aber noch immer sehr viel, und nur den Mönchen, die mit dem Christenthume nach Deutschland kamen, verdankt mancher deutsche Landstrich die Umschaffung in einen fruchtbaren Bezirk. Bonifacius und seine Schüler haben sich auch in diesem Punkte um unser Vaterland sehr verdient gemacht. Von den Mönchen lernten die deutschen Weiber und Knechte, welche damahls alle Bedürfnisse des Lebens verfertigten, manche Verbesserung, deren sie sonst vielleicht noch lange entbehrt haben würden. Denn diese Mönche kamen zum Theil aus Ländern, wo Künste und Handwerke mit griechischer und römischer Vollkommenheit getrieben wurden.

Griechen, Römer, Syrer, und Juden waren die Nationen dieses Zeitalters, in deren Händen sich vorzüglich das Handelsgewerbe befand. Der Hauptsitz des europäischen Handels war jetzt die Stadt Constantinopel, welcher die vom schwarzen Meere und dem Archipelagus kommenden Schiffe alle Reichthümer Asiens zuführten.

führten. Vom schwarzen Meere her kamen die Waaren aus Indien, China, Japan und den Nordländern; durch die Dardanellen langten die Handelschätze Arabiens, Aegyptens, Aethiopiens an, die in Räucher-specereyen, Baumwolle, Flachs, Leinwand, Cattun, seidenen Zeugen, Tapeten, Edelsteinen, arabischen Gummi, Cassia, Apothekerwaaren, ägyptischem Papier u. a. m. bestanden. Aus Alexandrien, und andern ägyptischen Häfen, wurde viel Getreide nach Constantinopel gebracht. Andere Schiffe durften aber nicht eher laden, als bis die kaiserliche Flotte, welche jährlich nach Alexandrien gieng, mit allen ihren Bedürfnissen versehen, und in die See gegangen war. Diese Getreideflotten giengen auch unter der Herrschaft der Chalifen noch hin und her. Zu den vorzüglichsten Handelsartikeln, die aus Asien nach Constantinopel kamen, gehörten Seide und seidne Zeuge, welche vornehmlich von Berytus und Tyrus in Phönicien verschrieben wurden. Von China, wo man auf das kostbare Gespinnst der Seidenwürmer zuerst aufmerksam geworden war, kam die Kunst ihrer Wartung nach In-

dien und Persien. Aus dem letztern Lande erhielten Griechen und Römer ihre seidne Zeuge. Hellogabal war, so viel man weiß, der erste Kaiser, der sich in Seide kleidete. Vom Aurelian wurden die seidnen Kleider verbothen. Vielleicht wollte er in dieser strengen Pollicey den Tiberius nachahmen, der den Mannspersonen die ihm vielleicht zu üppig scheinenden seidnen Gewänder untersagt hatte. Aurelian trug, des guten Beyspiels wegen, nicht nur selbst kein seidnes Kleid, sondern er schlug es auch seiner Gemahlin ab. Die Seide war zu seiner Zeit auch so theuer, daß ein Pfund eben so viel Gewicht an Gold kostete. Auch die Kaiser zu Constantinopel bekamen ihre seidnen Zeuge aus Persien. Da nun der Kaiser Justinian I mit dem Könige von Persien in Krieg verwickelt war, so verbot dieser die Ausfuhr der Seide und der Seidenwaren. Justinian munterte hierauf die am rothen Meere wohnenden Aethiopier auf, die Seide geradezu aus Indien zu holen. Während der Verlegenheit des Kaisers kamen aber zwey Mönche, welche den Seidenbau in Persien kennen gelernt hatten, nach Constantinopel,

tinopel, brachten einige Seidenwürmer mit, und unterrichteten die Bewohner der Hauptstadt in der Kunst, die Seidenwürmer zu warten und zu pflegen, und Seide zu ziehen. Der Kaiser legte hierauf nicht nur zu Constantinopel, sondern auch zu Athen, Korinth und Theben, Seiden-Manufacturen an, und da die Seiden-Handlungen den Preis erhöhen wollten, so setzte er das Pfund auf 8 Goldstücke. So sehr aber eben dieser Justinian aus Eigennutz das Gewerbe seiner Unterthanen zu befördern suchte, so sehr drückte er es doch durch sein hartes Verfahren gegen die Kaufleute, Schiffer, Künstler, Handwerker, durch neue Monopolisten, und ausschließliche Anmaßung des Getreide- und Seidenhandels, und durch Verringerung der Münze, wieder nieder.

Bei den oströmischen Kaisern wurden aus einem Pfunde Gold (24 Loth) anfangs 48, und späterhin 72 Stücke geprägt. Aus einem Pfund Silber machte man 100 Denarien, von welchen einer also etwa 3 gl. 5 pf. galt. Da 14 derselben beynahе einem Goldstücke gleich waren, so hatte dieß ungefähr den Werth von

einem jetzigen Goldgülden. Im westlichen Europa prägte man das Pfund Silber zu 20 Schillingen aus. Ein damaliger Schilling galt also ungefähr so viel, als ein jetziger Conventionssthaler. Das Münzrecht wurde von den Königen sehr häufig an Stifter und Klöster verliehen.

Sowohl die Kunst, Münzen zu prägen, als andre Künste, wurden jetzt nur von Griechen, Römern und Syrern getrieben. Die Deutschen fanden noch lange keinen Geschmack an denselben. Indessen setzten sie dem Fortgange der Künste in den Städten auch keine Hindernisse entgegen, und wenn Künste und Wissenschaften im westlichen Europa von der Stufe der Vollkommenheit sich immer mehr entfernten; so war es nicht die Schuld der Deutschen, sondern eine Folge des großen Sittenverderbnisses, in welche Griechen und Römer versunken waren; so war es eine Folge der Bürgerkriege und des Despotismus; so war es eine Folge der unbarmherzigen Strenge, mit welcher die eifrigen Theologen dieses Zeitalters das Studium der klassischen Werke

des

des Altherthums, deren Grundsätze mit den ihrigen so wenig übereinstimmten, zu unterdrücken suchten. Da das Abschreiben derselben natürlich weit mehr als das jetzige Abdrucken kostete, so gab es auch nicht so viele Exemplare von denselben, und so konnte manches Werk, welches keinen recht allgemeinen Beyfall erhielt, leicht verlohren gehen. Da auch Rom und andere große Städte des weströmischen Kaiserthumes manchmal erobert und geplündert wurden, so mag mehr als eine schöne Büchersammlung zerstreut, so mag mehr als ein herrliches Werk aus einander gerissen worden seyn. Den Untergang von mehr als einer Bibliothek beförderte der Eifer der christlichen Priester, die manche Bücher verbrennten, weil sie sich in einem heidnischen Tempel befanden. So hörte die Serapions-Bibliothek zu Alexandrien auf, als Theodosius (498) den Tempel, der ihr zum Verwahrungsorte diente, zerstören ließ. Im fünften Jahrhunderte wurden zu Constantinopel 120000 Bücher-Rollen ein Raub der Flammen. Die Bibliotheken zu Rom, Mailand und Carthago litten durch die Deutschen.

In

Indessen bewiesen mehrere von den letzten Kaisern doch eine besondere Sorgfalt, dem Verfall der Wissenschaften vorzubeugen. Der Kaiser Tacitus ließ unter andern die Werke des berühmten Geschichtschreibers seines Namens, vielmahl abschreiben, um sie desto sicherer auf die Nachwelt zu bringen. Theodosius und Valentinian legten zu Constantinopel eine Hofschule an, bey welcher 31 Lehrer angestellt waren, welche in der griechischen und lateinischen Grammatik, in der Rhetorik, in der Philosophie und in der Rechtsgelehrtheit, Unterricht gaben. Diese Hofakademie hörte aber bald wieder auf, weil Theodosius und Arcadius die Besoldungen wieder einzogen. Da niederträchtige Schmeichler und ränkevolle Hofleute Männer von Talenten und Einsichten ganz verdrängten, so sank der Werth der Wissenschaften und Kenntnisse immer tiefer, und selbst die Kriegswissenschaft, durch welche man ehemals den Weg zu einem recht einträglichen Amte sich bahnen konnte, wurde nicht mehr geschätzt. Die Jünglinge drängten sich zu den Vorlesungen der Rhetoren und Sophisten jetzt so wenig, daß diese sich in

die

die Nothwendigkeit verfehlt sahen, durch ihre Freunde und Anhänger sich Zuhörer anwerben zu lassen. Doch die Lehrer waren zum Theil mit den zu ihrem Amte erforderlichen Eigenschaften auch so wenig ausgerüstet, daß es sehr begreiflich war, wenn ihr Unterricht ein Gegenstand der Verachtung wurde. Es gab so unwissende Lehrer der Rechtswissenschaft, daß sie nie ein Buch gelesen hatten, daß sie die Nahmen von berühmten Rechtsgelehrten, mit den Benennungen von fremden Fischen, oder neuen Gerichten, verwechselten. Solche Lehrer konnten sich bey der studierenden Jugend unmöglich im Ansehen behaupten, und die Studenten scheuten daher nicht, den Unterricht durch mannichfaltige Beweise von Frevel und Muthwillen zu stören. Dieß geschah vornehmlich zu Carthago. Zu Rom herrschte zwar keine solche Ungezogenheit der Studenten; aber diese stießen sich dagegen zu Cabalen herab, und giengen oft in ganzen Schaaren von einem Lehrer zum andern über, um nur den ersten kein Honorar bezahlen zu dürfen. Der unter dem Nahmen Pennalismus bekannte Muthwillen,

der

der auf den hohen Schulen der neuern Welt noch nicht ganz ausgerottet ist; äusserte sich zu den Zeiten des Kaiser Justinians I so auffallend, daß ihn dieser mit aller Strenge untersagte. Schon die Kaiser Valentinian, Valens und Gratian, hatten sich durch die von den Studirenden begangenen Ausschweifungen genöthiget gesehen, sie als gefährliche Störer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, nicht viel besser als Sklaven zu behandeln, und ihre Freyheit bey nahe völlig einzuschränken. Ihrer Verordnung nach mußte jeder, der zu Rom studiren wollte, von der Obrigkeit seines Ortes ein Zeugniß mitbringen, in welchem das Vaterland, das Alter, der Charakter, und der Lebenswandel des Jünglings, mit aller Genauigkeit, angegeben war. Keiner durfte länger als bis in das 21ste Jahr in Rom bleiben, und wenn daher einer sich über diese Zeit verweilte, so wurde er ohne alle Umstände fortgeschickt. Die Policeybeamten mußten daher alle Monate ein genaues Verzeichniß von allen Studenten, mit der Zeit ihrer Ankunft, einreichen. Ja die Policey war sogar angewiesen, diejenigen

Stu:

Studenten, die sich auf eine ihrer Bestimmung unwürdige Art betrogen, öffentlich peitschen zu lassen, und dann auf eine schimpfliche Art fortzujagen

Da sowohl Lehrende als Lernende dieses Zeitalters durch ihr Benehmen die Hochachtung für die Wissenschaften verminderten, so konnte der guten Schulen, zu welchen die zu Athen und Alexandrien gehörten, freylich nur wenige seyn. In Athen wurde die Philosophie mit vielem Eifer, aber desto geringerer Aufklärung, getrieben. Die Professoren der Weltweisheit, die auf ihre Wissenschaft sehr stolz waren, verbanden, mit ihren Vorlesungen über den Plato und Aristoteles, den Unterricht in astrologischen und magischen Künsten. Auch zu Alexandrien, wo das Studium der Medicin und Mathematik am meisten blüthete, wurde die Sterndeuterey gelehrt.

Die deutschen Könige erwarben sich zuweilen das Verdienst, die Schulen, die in den von ihnen besetzten Städten eingegangen waren, wieder herzustellen. Dies erzählt man vornehmlich von Theoderich dem Großen, der von

Boez

Boethius und Cassiodor bewogen, die Schulen
 in Rom wieder aufzurichtete, und, wenn er da-
 bey auch nicht auf seine Gothen dachte, so war
 ihm doch der Werth der Wissenschaften, und
 derer, die sich mit ihnen beschäftigten, nicht
 gleichgültig. Unter seinen Nachfolger, Theo-
 dohat befanden sich Schulen und Wissenschaf-
 ten zu Rom in einem blühendern Zustande, als
 sie sich lange nicht befunden hatten. Cassiodor
 legte, in Verbindung mit dem Pabst, eine theo-
 logische Schule an. Unter der tyrannischen Herr-
 schaft der Czarthen hörte diese, so wie andere
 Schulen, bald wieder auf. Ließ doch Justinian
 I selbst die Hofakademie zu Constantinospel,
 theils aus Eigennutz, theils aus Haß gegen die
 heidnische Literatur der Alten, wieder eingehen.
 Sie wurde zwar in der Folge wieder hergestellt;
 aber Kaiser Leo sprach von neuem das Verdamm-
 ungsurtheil über sie aus, weil die Lehrer derselben
 seiner Meynung über den Bilderdienst
 nicht beytreten wollten. Sein Unwille war so
 gereizt, daß er nicht nur das Gebäude, und die
 Bibliothek, sondern auch die Lehrer, verbrennen
 ließ. Auch der Pabst Gregor der Heilige
 ließ,

ließ, aus frommen Eifer über die klassischen Werke der Alten, die Bibliotheken des Palatiums zu Rom, welche die ostgothischen Könige verschont hatten, den Flammen preis gaben. Viele Bibliotheken und Schulen verschwanden seit der Zeit, als die griechische Herrschaft über manche Länder der arabischen Platz machen mußte. Dadurch hörte die berühmte Rechtschule zu Berytus in Syrien auf. Doch schon vorher, vornehmlich in Aegypten, waren, lange vor der Ankunft der Araber, Schulen und Wissenschaften immermehr in Verfall gerathen, und die Araber, die zur Erhaltung der Geistes = Cultur im Mittelalter so vieles beygetragen haben, können gegen den Vorwurf, die Schulen und Wissenschaften unterdrückt zu haben, leicht gerechtfertigt werden. Es läßt sich hingegen gar nicht läugnen, daß in den der griechischen Herrschaft unterworfenen Ländern, die Ueberbleibsel von Kenntnissen eben so allmählig, wie ihre Verfassung, abstarben, und daß dagegen im westlichen Europa, unter der Regierung der Deutschen und der Araber, der Funke des nicht ganz erloschnen Lichtes immer heller aufloderte.

Galletti Weltg. 6r. Th.

D

Schon

Schon im 6ten Jahrhunderte entwickelte sich, durch einige Gelehrte von vorzüglichem Ansehen befördert, das System der Unterweisung, welches im Mittelalter herrschend wurde, und um diese Zeit schrieb man die Bücher, die man bey dem Unterricht der folgenden Zeiten so lange zur Grundlage brauchte. Die Verfasser derselben waren Theoderichs des Großen bekannter Minister Casiodor, ingleichen Isidor, ein spanischer Bischof, und Martinus Capella, ein fränkischer Geistlicher, dessen Schriften, viele Jahrhunderte lang, den größten Meisterstücken des Alterthums den Vorzug streitig machten. Und diese elenden Werke erhielten, nach der Meynung der Gelehrten des Mittelalters, das Wichtigste aller wissenschaftlichen Kenntnisse.

Wie eingeschränkt mußte da nicht der Umfang der Wissenschaften seyn, welche Gegenstände des Unterrichts abgaben! Bis in das sechste Jahrhundert hatte man nicht blos Grammatik, Rhetorik, Philosophie und Mathematik, sondern, vornehmlich zu Alexandrien, Berytus, Constantinopel und Rom, auch Rechts-

wissen:

wissenschaft, Medicin und Theologie gelehrt; man hatte nicht nur die philosophischen, sondern auch die physischen und naturhistorischen Schriften des Plato und Aristoteles, erklärt und übersezt. Auch in der Folge vernachlässigte man das Studium der Kenntnisse, die man jetzt zu den Brod = Wissenschaften rechnet, nicht ganz; doch schränkte sich der Unterricht meistens auf die sogenannten sieben freyen Künste ein, zu welchen Grammatik, Rhetorik, Dialektik (Logik) Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik gehörte. Die drey ersten machten das sogenannte Trivium, die vier letzten das Quadrivium aus. Da jene schon in den niedern Schulen gelehrt wurden, so entstand daher die Gewohnheit, solche Unterrichtsanstalten Trivialschulen zu nennen. Die Lehrart, die man bey dem Vortrage dieser Wissenschaften anwendete, war so mechanisch und so dunkel, als sie sich von dem damaligen Zeitalter erwarten läßt. Alle Kenntnisse bestanden in unverständlichen mit übertriebenen Subtilitäten verwebten Sätzen, die den gesunden Menschenverstand ganz niederdrückten, und diese

abscheuliche Lehrart herrschte so manches Jahrhundert hindurch!

Da die Mönche der Klöster, die in neubekehrten Ländern gestiftet wurden, den Unterricht der christlichen Religion zu einem Hauptgeschäfte machen mußten, und da die Mönche dieses Zeitalters überhaupt ganz ausschließlich im Besitze von Kenntnissen waren, so konnten auch nur sie die Lehrer in denselben abgeben. Bald wurde daher bey jedem ansehnlichen Kloster eine Schule angelegt, und einer oder mehrere Mönche, die Scholastici (Schulmeister) hießen, hatten die Verpflichtung auf sich, den Unterricht zu besorgen. Solche Schulen wurden aber vornehmlich bey dem Sitze eines Erzbischofs oder Bischofs angelegt. Man nannte sie Cathedral = Schulen, und sie stellten ein Seminarium zur Bildung der jungen Geistlichen vor. Dergleichen Klosterschulen kamen zuerst im südlichen Theile von Gallien, und erst späterhin in Italien auf, wo die öffentlichen Schulen länger dauerten. Zuletzt gab es sonst weiter keinen Unterricht, als denjenigen, der in Klöstern und von Mönchen ertheilt wurde,

und

und dieser brachte sowohl in der Behandlung der Wissenschaften, als in der Erziehungs- und Unterweisungsart überhaupt, eine gänzliche Veränderung hervor. Der Hauptzweck des Unterrichts war seitdem auf Theologie gerichtet. Alle andern Kenntnisse, die gelehrt wurden, waren derselben untergeordnet. Selbst die Söhne der Edelleute und der Fürsten wurden auf theologische Art gebildet, und es wird daher sehr begreiflich, daß mancher Monarch in der Folge sich besser zu einem Mönche als zu einem Landesregenten paßte. Da die Geistlichen sich auch ausschließlich im Besitze gelehrter Kenntnisse befanden, so wurden ein Gelehrter und ein Geistlicher gleichbedeutende Nahmen, und das Ansehen der Religionslehrer stieg eben deswegen immer höher. Wer kann es ihnen nun verdenken, daß sie dieses höhere Ansehen zu ihrem Vortheile benutzten, daß sie immer mehr Güter und Vorrechte zu erwerben suchten?

Die Mönche studierten jedoch nicht allein Theologie, sondern auch Kräuterkunde und Arzneywissenschaft, die ihnen, um sich die Gro-

fen recht verbindlich zu machen, so unentbehrlich waren. Die Botanik that ihnen bey dem Gartenbau und der Landwirthschaft gute Dienste. Die Rechtswissenschaft durften die Geistlichen nicht ganz vernachlässigen, weil sie, als Minister und Staatssekretäre der Fürsten, so manchmal in den Fall kamen, sowohl das römische als das kanonische Recht in Anwendung bringen zu müssen. Den Namen des letztern bekam dasjenige, was sich auf die Verordnungen der Kirchenversammlungen und der Päbste gründet. Die vortrefflichen Werke der Alten durfte zwar ein Mönch nicht wohl studieren, ohne sich in den Verdacht keßerischer Gesinnungen zu bringen; indessen wurde manches derselben von den Mönchen zum Zeitvertreibe, oder weil sie ihre Vorgesetzten beschäftigen wollten, abgeschrieben, und wir haben denselben manchen alten Codex zu danken, der unsern Philologen so viele Freude macht. Bald fiengen die Mönche auch an, nicht nur die Begebenheiten ihres Klosters, sondern auch der umliegenden Gegend, aufzuschreiben. Hieraus entstanden die Chroniken, oder Jahrbücher, aus
wel-

welchen der größte Theil der Geschichte des Mittelalters geschöpft werden muß. Solche Chroniken wurden von einem Zeitalter zum andern fortgesetzt, und sie erhielten gemeiniglich den Namen desjenigen, der sie angefangen, oder zuletzt abgeschrieben hatte.

Unter allen Klöstern im westlichen Europa, die sich um den Unterricht der jungen Leute verdient machten, erwarben sich aber die irländischen, die seit 550 von englischen Mönchen gestiftet worden waren, den vorzüglichsten Ruhm, weil sie, durch kein römisches Sittenverderbniß angesteckt, mit strenger Zucht und unbescholtenem Lebenswandel, ein eifriges Studium der Wissenschaften vereinigten. Britten, Angelsachsen und Franken reisten nun bald nach Irland, um in den dasigen Klöstern die heiligen Bücher lesen und verstehen zu lernen. Keine Geistlichen bewiesen auch einen größern Eifer, als die irländischen, das Christenthum unter den heidnischen Bewohnern des nördlichen Europa auszubreiten. Die schottländischen Klöster hoben sich auch sehr bald aus dem übrigen Haufen heraus, und seit dem 8ten Jahr-

hundert wetteiferten sowohl mit ihnen, als mit den irländischen Klöstern, die englischen, um welche sich der h. Augustin, und hernach Theodor aus Cilicien, große Verdienste erwarben. Der letzte, der viele nützliche Bücher mitbrachte, munterte die englischen Geistlichen zur Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache auf. Es traten daher aus ihrer Mitte einige der größten Gelehrten dieser Zeit hervor, als Beda (st. 735), der Verfasser einer allgemeinen Chronik, und einer Kirchengeschichte, ingleichen Alcuin (st. 804), der vornehmste Gelehrte des 8ten Jahrhunderts, Karls des Großen Rathgeber bey der Verbesserung der Schulen. Auch Bonifacius und Sturm, der Stifter der berühmten Klosterschule zu Fulda, müssen zu den kenntnißvollsten Gelehrten dieser Zeit gerechnet werden.

Wenn die Wissenschaften einer wahren Aufklärung in diesem Zeitraume sich so wenig näherten, so waren die Geistlichen oder die damaligen Gelehrten, so war der Geist der damaligen Theologie, daran Schuld. Das Christenthum hatte in Asien an Umfange verlohren,

lohren, in Europa aber gewonnen. Muhameds Glaube entriß demselben die Hälfte seines Gebietes. Dagegen wurde der Christusglaube im ganzen westlichen und südlichen Europa herrschende Religion, und die Bemühungen des Papstes und der Mönche trugen hierzu das meiste bey.

Die Zahl der Klöster vermehrte sich in Europa auf eine erstaunenswürdige Art. Die syrisch-ägyptische Lebensordnung war für das europäische Klima meistens zu streng; dagegen schränkte man in unserm Erdtheile die Freyheit der Mönche desto stärker ein, und diese mußten sich viel mehr, als die orientalischen Ordensbrüder, in ihre Zellen einschließen. Auf einen unbescholteneu und eingezogenen Lebenswandel drang nun besonders Benedict von Nursia (im Neapolitanischen), der Stifter des berühmten Klosters Monte Cassino unweit Rom. Benedict (st. 543) zog sich, aus Aerger und Verdruß über die großen Laster der Gelehrten zu Rom, wo er studieren sollte, in eine abgelegene Höhle bey Subiaco zurück, und beschäftigte sich hier mit dem Plane, ei-

ne Umänderung der Mönche zu bewirken, die Strenge des orientalischen Mönchsstandes zu mildern, und dagegen dem ärgerlichen Umher-schweifen der Mönche Einhalt zu thun, und sie besser zu beschäftigen. Er machte es daher den Mönchen der Klöster, die er stiftete, zur Pflicht, ihren Tag unter Handarbeit, Gebeth und Studiren, zu welchem auch der Jugendunterricht gerechnet wurde, zu vertheilen. Jeder mußte sich auf ewig zur Beobachtung seiner Regeln verbinden, und wenn Benedict in seinen Klöstern diejenigen duldete, welche die orientalischen Ordensregeln zum Muster ihrer Lebensordnung gewählt hatten, so erlaubte er es doch keinem, die von ihm festgesetzten Regeln gegen jene zu vertauschen. Diese gelangten aber, vornehmlich durch die Bemühungen des Papstes Gregors des Heiligen, zu einem so großem Ansehen, daß sie nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich, England und Deutschland herrschend wurden, und mehrere Jahrhunderte hindurch waren alle Mönche Benedictiner, die in ihre Zellen, in ihre Klöster eingeschlossen, mit nützlicher Handarbeit, mit dem Lesen

Lesen und Abschreiben lehrreicher Bücher sich beschäftigten. Unter ihnen gab es manchen geschickten Künstler und Handwerker; unter ihnen befanden sich die großen Gelehrten der mittern Zeit, die Kanzler und Räte der Könige und Fürsten.

Diese Minister aus dem Stande der Benedictiner, waren es vorzüglich, welche das Ansehen des römischen Papstes auf eine so erstaunenswürdige Höhe brachten. Da die Patriarchen zu Alexandrien und Antiochien, durch die Eroberungen der Araber, ihren Sprengel eingeüßt hatten; da der Patriarch zu Constantino-
 pel, dem Kaiserhofe zu nahe, sich immer in einem etwas bedrängten Zustande befand; da der Patriarch zu Rom wegen der geringen Macht, die dem oströmischen Kaiser in Italien übrig blieb, sein Haupt immer mächtiger emporheben konnte, so durfte es derselbe, vornehmlich seit dem 8ten Jahrhunderte kühnlich wagen, der geistlichen Oberherrschaft über die Christenheit mit größerer Emsigkeit nachzustreben. Seine Kirche bekam nun auch einen eignen Bezirk, und die Benedictiner: Minister, welchen Pipin
 der

der Kleine des Papstes Ansprüche vorlegte, mochten in die vermeynte Schenkung Constantins des Großen wohl keinen Zweifel setzen.

Der Wachsthum der päpstlichen Macht war aber wenigstens zum Theil eine Wirkung des theologischen Glaubenssystems dieser Zeit. Je länger sich die katholische Theologie fortbildete, je mehr wurde sie, in dunkle Spitzsündigkeiten eingehüllt, ein Gegenstand unseliger Sänkereyen, die besonders zu Constantinopel sehr viel Lärm machten. Man konnte sich, über die Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur in Christo, keine deutlichen Begriffe verschaffen. Viele nahmen nur eine Natur bey dem Stifter der christlichen Religion an. Man nannte sie daher Monophysiten, und zwischen ihnen und den Katholischen entstanden nun zu Constantinopel lebhafteste, für den oströmischen Kaiserthron sehr gefährliche, Händel. Hieran war hauptsächlich die Orthodoriesucht Justinians I Ursache, der als ein halbgelehrter Theolog, sich bald auf diese, bald auf jene Seite, lenken ließ. Auch unter seinen Nachfolgern war das Glaubenssystem des Hofes so abwechselnd

daß

daß ein Minister, oder wohl gar eine Dame, es umzustürzen vermochte. Nun traten die Monotheleten (die nur einen Willen in Christus annahmen) an die Stelle der Monophysiten, und die daher entstandenen ärgerlichen Zänkereyen gereichten dem menschlichen Verstand zur Schande. Natürlich brachten diese Streitigkeiten in der Dogmatik, oder Glaubenslehre, einige neue Bestimmungen hervor. Aber wichtiger als dieses war die Richtung, die sie der theologischen Denkart dieses Zeitalters gaben. Man hatte seit den ältesten Kirchensammlungen die Sitte angenommen, die Verordnungen derselben (die Canones) ihrer Widersprüche ungeachtet, mit Ehrerbietigkeit, zu befolgen. Da indessen die Väter der Kirche von manchen Gegenständen der Religion noch gar nichts bestimmt, oder wenigstens keine allgemein herrschende Meynung geäußert hatten, so dauerte doch eine gewisse Freyheit zu denken und zu schreiben fort. Die Streitigkeiten der Arianer und Monophysiten brachten aber die Gewohnheit auf, zur Wiedertegung der Gegner, und zur Behauptung seines Sa-

hes,

hes, nicht bloß die Bibel zu brauchen, sondern auch auf das Ansehn der Kirchenväter sich zu berufen, die wegen ihrer großen Anzahl, und ihrer verschiedenen Grundsätze, zu sehr mannigfaltigen Vorstellungsarten Gelegenheit gaben. Die Ehrfurcht für die Aussprüche derselben stieg so hoch, daß man am Ende die Bibel selbst darüber vergaß. Da einzelne Kirchenväter eine so große Bedeutsamkeit erlangten, so mußten die Aussprüche der Kirchenversammlungen natürlich noch weit mehr gelten. Man dachte sich in ihnen die Stimme der Kirche des ganzen Zeitalters, und kein eifriger Katholik unterstand sich daher, den heiligen Verordnungen derselben seinen Gehorsam zu entziehen, und ihr Ansehen nicht mit dem standhaftesten Eifer zu behaupten.

Die Zänkeren der Monophysiten brachten noch eine zweyte wichtige Wirkung hervor. Da die Untersuchung, ob Christus eine oder zwey Naturen gehabt habe, durch die feinsten Spitzfindigkeiten der damaligen aristotelischen Philosophie unterstützt wurde, so bekam diese dadurch auf das ganze theologische Glaubenssystem

stem einen höchst wichtigen Einfluß. Eben dadurch verlor aber die christliche Glaubenslehre ihre liebenswürdige Einfachheit; ihren Werth für die Gefühle des Herzens. Selbst die Volksreligion der orientalischen Christen beruhte auf der Streitfrage über Eine oder Zwei Naturen. Weil ein gewisser Nestor es unschicklich gefunden hatte, die Maria eine Gottesgebärerin zu nennen, so entstand in der Folge ein ordentlicher Wettstreit der Partheyen, die hohe Würde der Maria zu behaupten. Die christliche Theologie verwandelte sich, vorzüglich im Orient, in ein so abscheuliches Gewebe von abergläubigen und geheimnißvollen Sätzen, daß ihr selbst Muhameds Glaube den Vorzug streitig machte.

Der Einfluß dieser theologischen Denkart zeigte sich natürlich auch bey einzelnen Glaubensartikeln. Die Lehre vom Abendmahl wurde jetzt ein in feyerliche und dunkle Ausdrücke eingehülltes Geheimniß; doch dachte man sich anfangs noch keine eigentliche Verwandlung. Seit dem 6ten Jahrhunderte fieng man aber an, das Abendmahl nicht eher auszutheilen, als bis die

Christ

christliche Gemeinde sich entfernte. Daher entstand der Ausdruck Messe *). Die Vorstellungart vom Abendmahl wirkte jedoch nicht so viel, als die Meynungen, die man von Engeln und Teufeln, von der Verehrung der Heiligen, von dem Fegfeuer, von der Verdienstlichkeit guter Werke u. s. w. festsetzte.

Durch diese Grundsätze bekam der Christenglaube eine auffallende Aehnlichkeit mit der Religion der Griechen und Römer. An die Stelle der Dämonen bey Griechen und Römern traten jetzt die guten und bösen Engel. Von den Lehrern, die man Teufel nannte, behaupteten schon die Kirchenväter, daß sie, mit den Töchtern der Menschen vermischt, entweder Niesen, oder andre Mittelgeschöpfe, erzeugten; daß sie den Menschen in allerley Gestalten erschienen; daß, von ihnen unterstützt, Priester und Priesterinnen weißagen und Wunder thun, daß sie Zeichen und Sterne erklären, und Zauberkünste treiben könnten. Alles Böse, was man in der Welt bemerkte, schrieb man diesen Teufeln zu. Sie stellten, wie man sich einbildete, den Menschen

*) Concio missa.

schen unaufhörlich nach; sie schlichen sich in ihre Körper ein, und brächten in denselben nicht nur alle Arten von Krankheiten, sondern auch lasterhafte Neigungen und schädliche Leidenschaften, hervor. Ihnen schrieb man auch die Erscheinung von Ungeziefer, und andern Plagen der Menschen, zu. Der Ursprung dieser Behauptungen lag in dem von dem heydnischen auf die christliche Religion übergangnen Aberglauben. Manche Priester und Mönche hielten sie für Wahrheit, weil sie ihre Lehrer dafür gehalten hatten, und weil ihre Einsichten zur Ueberzeugung vom Gegentheil, nicht hinreichten. Manche klügere Geistliche, die den frommen Betrug wohl einsahen, hielten die Aufklärung des Publikums in Ansehung einer Meynung, die ihnen so viel Vortheil brachte, für unpolitisch. Nichts konnte ja das Ansehen der Geistlichkeit, und das Vertrauen auf ihre höhern Kräfte, wirksamer befördern, als dieser Aberglaube. Die Geistlichen bekamen durch denselben die stärkste Gewalt über ihre Nebenmenschen. Nur sie besaßen die Macht, Teufel auszutreiben, und die Wirkungen der Zauberey
 Gallotti Weltg. 6r Th. E 34

zu vereiteln; nur sie verstanden es, den Menschen gegen Teufelsbesitzungen und Hevrey zu bewahren. Wie gern ließ man sich von ihnen nicht die Mittel vorschreiben, die eine so schreckliche Gefahr abzuwenden vermochten. Unter diesen Mitteln aber war, nach der Behauptung der Geistlichen, keins wirksamer, als die Entfernung des Körpers von allen dem, was ihn verunreinigen, was den Geist zu sinnlichen Begierden umstimmen konnte. Es war daher nichts, was auf den unmittelbaren Schutz der Gottheit einen gegründeter Anspruch zu machen schien, als jungfräuliche Keuschheit, als willkührliche Ehelosigkeit. Um die Sinnlichkeit des Körpers aber glücklich zu bekämpfen, mußte man ihn durch Fasten, durch Geißelung und durch andere schmerzhafteste Casteyungen, zu schwächen suchen. Dadurch erzeugte sich allmählich ein langes Verzeichniß von Bußmitteln, und die Geistlichen wußten das Sündenregister so sehr zu vermehren, daß sie wohl gar die Ehe für Hurerey, und die Vertheidigung des Vaterlandes mit bewaffneter Hand, für eine sündliche Handlung, erklärten. Daher

.

nahm die katholische Kirche allmählig so eine große Menge von Fastenwochen und Fasttagen an. Schon die Christen der ersten sechs Jahrhunderte fasteten viel und streng. An den vielen Fasttagen, zu welchen auch die Vorabende gehörten, aßen sie bis zur 9ten Stunde des Tages gar nichts, und auch alsdann bestand das, was sie zu sich nahmen, bloß in ungekochtem Obst und andern Erdgewächsen. Schon im 7ten Jahrhunderte machte man aber die Entdeckung, daß Geflügel und Fische nicht zu den Fleischspeisen gehörten, und daß man während der Fasten gekochte Erdgewächse essen dürfe. Aber während, daß man es für eine Todsünde hielt, Schweinefleisch zu essen, fand man es ganz unbedenklich, die Speisen mit dem Fett und Speck desselben zu schmelzen. Es gab Religionschwärmer, die es für Pflicht hielten, die Gesundheit ihres Körpers durch den Genuß unnatürlicher Speisen, und durch übermäßiges Fasten, zu zerstöhren. Die h. Katharine von Cordova gieng mit den Thieren auf die Weide, und der h. Rodric pflegte unter sein Brod Asche zu kneten. Wenn so

ein frommer Mensch keine besondere Anlage zum Wahnsinne hatte, so war eine so strenge Diät, eine so matternvolle Behandlung des Körpers schon hinlänglich, das Gehirn in Verwirrung zu bringen. Zu solchen selbst gewählten Martern aber gehörte vornehmlich das Gelübde der Keuschheit, welches sich die Christen eben so früh, und in eben den Absichten, als die Fasten und andre Casleyungen, auflegten. Doch waren bis ins elfte Jahrhundert nur Mönche und Nonnen an dieses Gelübde gebunden. Zu den frommen Züchtigungen des Körpers brauchte man Hemden von Eisen oder Haaren, zackige Gürtel, schwere Ringe und Ketten. Man zerriß seinen Leib durch unbarmherzige Geißelhiebe, reizte oder vernachlässigte, mit viehischer Gleichgültigkeit, Beulen und Wunden, ertrug, mit der unerträglichsten Geduld, die unleidlichste Hitze und die grimmigste Kälte, die man nicht selten ganze Nächte hindurch in beeißten Seen und Flüssen aufsuchte, unternahm beschwerliche und gefährliche Wallfahrten in entfernte Länder und Erdtheile, und unterwarf sich diesen und andern Peinigungs-

gungsmitteln des christlichen Aberglaubens, um, gegen die künftigen Seligkeiten des Himmels, d. e. sinnlichen Freuden der Erde desto sicherer zu vertauschen.

Zu einer solchen Frömmigkeitschwärmerey munterte aber manchen Mann und manches Weib die Hoffnung auf, unter den Nebenmenschen als ein Heiliger, als eine Heilige, zu paradiiren, und nach dem Tode unter diejenigen verfest zu werden, denen eine abgöttische Verehrung zu Theil wurde. Schon seit der Mitte des vierten Jahrhunderts war es Sitte, das Andenken solcher Männer, die durch ihren Eifer und ihre Standhaftigkeit um die Kirche sich verdient gemacht hatten, nach ihrem Tode durch Todten-Mähler, durch einen besondern Gottesdienst, zu feyern. Man wies ihren Gebeinen unter, und ihren Statuen, ihren Brustbildern über der Erde, ihren Platz in der Kirche an. Man hob ihre Kleidung, ihre Geräthschaften als Dinge von großem Werthe auf. Bald dachte man sich dieselben als Wesen, die unter den guten Engeln ihre Stelle einnahmen, und da man sich den drey-

einigen Gott als einen unumschränkten Himmelskönig, auf einem glänzenden Thron, von einem zahlreichen Hofstaate umgeben, vorstellte, so ließ man die Heiligen ganz natürlich in diesen Hofstaat einrücken, und nun suchte man durch Gebeth ihrer Gunst sich zu versichern, weil man von ihrer Fürsprache bey Gott und Christus Hilfe und Trost erwartete. Nun warf man sich vor ihren Bildern in den Kirchen nieder, und es entstand dadurch die Heiligen-Verehrung, die mit dem Götzendienste der Griechen und Römer viele Aehnlichkeit hatte. Die Heiligen waren im Grunde weiter nichts, als die Volksgötter des Mittelalters, an die man sich in allen Nöthen zuerst wendete, von denen man die Beförderung seiner Wünsche erwartete, denen man alle guten geistlichen und weltlichen Gaben, so wie alle Wunder, zuschrieb. Man verehrte aber nicht allein sie selbst und ihre Bilder, sondern auch ihre Reliquien. Des h. Paulus Schweistuch stand schon zu Zeiten der Apostel in frommem Verthe. Gebeine, Kleider und Geräthschaften der Apostel und Märtyrer wurden heilig aufbewahrt.

wahrt. Schon Constantin der Große befahl, die Gebeine der Märtyrer an heiliger Stätte zu beerdigen, und das Andenken derselben feyerlich zu begehen. Bald wurde es herrschende Sitte, die Gebeine der Märtyrer in Processionen herum zu tragen, sie zu küssen und zu berühren, um von allerley Nebeln befreyt zu werden. Man wallfahrte zu ihren Gräbern und Ruheplätzen, opferte ihnen, gleich den heidnischen Göttern, Speisen und Getränke, und schrie, wenn man zu ihnen bethete, ganz gewaltig, damit dieses Gebeth um so eher zu ihren Ohren durchdringen möchte.

Es gab der Heiligen weit mehr, als die Römer und Griechen Götter zählten, und ihre Anzahl vermehrte sich von einer Zeit zur andern. Bis in das rote Jahrhundert maßten sich die christlichen Gemeinden, und deren Vorsteher, das Recht an, eine Mannsperson oder ein Frauenzimmer von außerordentlicher Frömmigkeit für einen Heiligen, für eine Heilige, zu erklären, oder sie zu canonisiren. Jeder Heilige wurde (so wie die Götter der Alten) gleichsam ein anderer Heilige, wenn man ihn an ei-

nen andern Ort versetzte. So bekam mancher Heilige eine Menge von Beynahmen. So hatte man die h. Jungfrau Maria von allerley Alter, manchmal mit kostbaren Kleidern überladen, und manchmal so nackend, wie die Venus. Das meiste kam hier auf den heiligen Ruf des Gnadenbildes an.

Die Reliquien der Heiligen stellten gleichsam die Fetische der Christen vor. Da diese auf den Besiz derselben einen so hohen Werth setzten, so hätten die Geislichen, die sie nicht zu vermehren suchten, ihren Vortheil in der That sehr schlecht verstehen müssen. Allmählig gab es daher von jedem Heiligen so viel Reliquien, daß man aus ihren vermeynten Gebeinen einen Riesentkörper, aus ihren Geräthschaften einen ganzen Hausrath, hätte zusammensetzen können. Der Körper, und die Gliedmaßen eines und eben desselben Heiligen, befanden sich zuweilen an verschiedenen Orten zugleich. Man zeigte sogar die Thränen und das Blut des Erlösers, die Milch der Jungfrau Marie, vor. Ein bedeutsamer Traum, ein ungewöhnlicher Vorfall war oft
hin:

hinreichend, einen heiligen Schatz zu bezeichnen.

Man dachte sich die Heiligen mit eben den Eigenschaften versehen, welche die Alten ihren Göttern zuschrieben. Man wies ihnen nach dem Umfange ihres Verehrungsgebietes, nach dem Verhältnisse der von ihnen gethanen Wunder, und der Gnade, in welcher man sie bey Gott vernuthete, ihren Rang an. Jeder Ort stand unter einem besondern Schutzheiligen, über welchen Gott und Christus sehr oft vergessen wurde. Doch nicht allein jeder Ort und jede Provinz, sondern auch jede Lebensart, jedes Gewerbe, jedes Bedürfniß, jede Krankheit, jedes Thier, jedes Gewächse hieng von der Leitung eines besondern Heiligen ab. Für den wahren Gott blieb fast nichts, als Blitz, Donner und Hagel übrig, und auch diese furchtbaren Naturerscheinungen schrieb man sehr oft dem Teufel zu.

Die Christen behandelten ihre Heiligen auch auf eben die Art, wie die Heyden ihre Götter. Sie trugen sie herrlich angeputzt bey feyerlichen Umzügen herum, ließen sie bey

Schauspielen parodiren, überhäuften ihre Glieder mit Küffen, knieten vor ihnen nieder, schrieben ihnen thierische Berrichtungen zu, bildeten sie wohl gar in unzüchtigen Stellungen ab, und behandelten sie als Herren, denen man, wenn man mit ihnen unzufrieden ist, den Dienst aussagen kann. Man drohete ihnen in dem Falle, wenn sie nicht bald helfen würden, künftig ihre Verehrung zu entziehen. Erfolgte die erwartete Hülfe nicht, oder ereignete sich ein Unglück, welches der Heilige, wie man glaubte, hätte verhüten können; so kündigte man ihm den Dienst wirklich auf, oder man warf ihn wohl gar in einen Fluß. Sehr oft wußte aber die Geistlichkeit die Erfüllung der Drohung, durch die für die gewiß erfolgende Hülfe geleistete Bürgerschaft, zu verhindern.

Man stellte den Heiligen zu Ehren Feste an, bey welchen, so wie bey den Festen der Venus und des Bacchus, nicht selten zügellose Ausschweifungen herrschten. An die Stelle der römischen Saturnalien traten Narrenfeste, die um Weihnachten und Neujahr gehalten wurden.

den.

den. Die Narren wurden durch die Diakonen und andere geringere Kirchendiener, und durch die Layenbrüder, vorgestellt. Sie wählten ihren Abt, ihren Erzbischof, ihren Pabst, deren wirklichen nachzuäffen suchte. Es wurden bey diesen Festen abscheuliche Ausschweifungen getrieben. Während daß der Narren-Abt oder Bischof, mit allen Ehrenzeichen der nachgeäfften Würde bekleidet, mit einem großen Gefolge, in die Kirche geführt wurde, trieben die jungen Geistlichen, die seine Begleiter und Gehälfen abgaben, und die ihr Gesicht entweder durch Masken oder durch Schminke unkenntlich gemacht hatten, den schrecklichsten Muthwillen, der in der Kirche, und auf dem Rückzuge aus der Kirche, bis zu einer fast unglauublichen Ausgelassenheit, stieg. Während daß der Narren-Bischof die heiligsten Handlungen verrichtete, giengen die Personen seines Gefolges zu den unzüchtigsten Tänzen über, sangen sie die schändlichsten Lieder, spielten sie auf dem Altare mit Würfeln, aßen sie auf demselben Würste und andere dergleichen Dinge, und warfen sie altes Leder, oder andre stinkende Sachen,

Sachen, in das Rauchfaß. Auf dem Rückzuge aus der Kirche geschah es ziemlich oft, daß ein Geistlicher, oder ein Layenbruder, auf einmal, ganz nackend erschien. Den Narrenbischof, oder Narrenpaps, setzte man nicht selten auf einen schlechten Karrn, von welchem auf die Vorübergehenden Kothklumpen und Schimpfwörter flogen. Dennoch dauerten diese Ausschweifungen, ohne daß man sie durch ein Verboth einzuschränken suchte, bis ins 12te Jahrhundert fort, und das Andenken derselben erhält sich zum Theil noch in den Carnevalslustbarkeiten.

Da es bey dem Gottesdienste dieses Zeitalters hauptsächlich darauf ankam, die Gunst der Heiligen sich zu versichern, so studierte man ganz natürlich bloß auf die Mittel, zu diesem Zwecke zu gelangen. Diese Mittel waren nun Gebethe, Gesänge, Geschenke, die man der Kirche des Heiligen widmete. Dem Gebeth schrieb man eine Gott verfühnende, Sünden tilgende, Kraft zu. Ein Gebeth galt gleichsam für eine Zauberformel. Man hielt es für eben so verdienstlich, als die Feyer eines Heiligensfestes,

festes, als die Theilnahme an Processionen, als die fromme Mildehätigkeit. In Aufsehung der Begriffe, welche die damaligen Christen mit dem Gebethe verbanden, und der Einrichtungen, die sie demselben gaben, stimmten sie fast ganz mit den Griechen und Römern überein. Sie fielen, eben so wie jene, vor den Statuen ihrer Heiligen nieder, küßten ihnen anbethend die Hand, den Mund, den Fuß, sangen ihnen eben solche Lobgesänge, in welchen sie ihre Eigenschaften, ihre Thaten in den herrlichsten Ausdrücken priesen. Sie standen in dem Wahne, durch ihr Gebeth Segen oder Fluch über jemand herab zu bringen, gute und böse Geister, und Gott selbst, zur Erfüllung eines Wunsches gleichsam zu zwingen, alle Arten von natürlichen Uebeln abzuwenden, oder wenigstens zu lindern, allen Arten von Dingen, als Waffen, Kleidern, Nahrungsmitteln, Glocken u. a. m. übernatürliche Kräfte mitzutheilen, und nicht allein für die Lebenden, sondern auch für die Verstorbenen, Vergebung der Sünden zu erlangen. Manche Werkzeuge des Gebethes, z. B. den Rosenkranz, nahmen sie

von

von den Mahomedanern an. Je öfter man das Gebeth wiederholte, und je länger es dauerte, je größer war die Verdienstlichkeit desselben, und diese Verdienstlichkeit behielt es und wenn man während der Zeit seine Aufmerksamkeit mit ganz andern Sachen, und selbst mit den sinnlichster Gedanken und Endwürfen, beschäftigte. Die Christenbrauchten auch den Eid auf eben die Art wie bey den Heyden. Sie schworen, wie diese, auf Statuen, oder andere heilige Dinge, vorzüglich auf die Reliquien, auf die Bibel. Sie genossen das Abendmahl in der festen Ueberzeugung, daß der Meineidige sterben müsse, und dennoch setzten sie sich über die Bedenklichkeiten, einen falschen Eid zu schwören, leichter als die Heyden hinweg, weil es ihnen nicht an Mitteln fehlte, von der Strafe des Meineides sich zu befreien; weil man durch fromme Gaben und Stiftungen, durch Wallfahrten und Casteyungen, die Geistlichkeit dahin bringen konnte, von den abgelegten Eide zu entbinden, und von der Schuld des Meineides loszusprechen.

Durch

Durch solche Mittel konnte man sich nicht allein von der Strafe des Meineides, sondern von den schlimmen Folgen einer jeden Sünde, loskaufen. Jede Sünde hatte ihre besondere Buße. Man fastete entweder lange, oder las, wenn man das Fasten seines schwächlichen Körpers wegen nicht gut aushalten konnte, lange Psalmen, oder theilte, welches noch bequemer war, an Kirchen und Priester große Geschenke aus. Da das Gebeth eine so große Verdienstlichkeit hatte, und da die Priester und Mönche von der Verdienstlichkeit ihres Gebethes ihren Nebenmenschen das, was sie selbst nicht brauchten, mittheilen konnten, so wurde es bald Sitte, die Geistlichen für sich beten zu lassen, und durch ihr Gebeth seine Sündenreinheit, und seine Ansprüche auf die Himmels-Seeligkeit, zu vermehren. Man ließ aber nicht allein für sich und seine Familie, sondern auch für die Seelen der Abgeschiedenen, beten. Man hatte, außer dem Himmel und der Hölle, noch einen dritten Ort, das Fegfeuer angenommen, wo die Seelen, die zu ihrer völligen Besserung in der irdischen Welt keine
 Hin.

hinlängliche Zeit gehabt hatten, so lange verweilen müßten, bis sie durch ihr und anderer Gebeth, zum Uebergang in den Himmel fähig gemacht wären. Man bezahlte daher die Priester und Mönche mit aller Freygebigkeit, damit sie die verstorbenen Verwandten recht viel Gebethe halten, recht viele Messen lesen möchten. Es war aber auf jeden Fall doch sicherer, schon während des Lebens von den Sünden und ihren Folgen sich rein zu halten, oder durch fromme Gaben von denselben sich loszukaufen. Bald bekam daher jede Sünde ihre eigne Taxe, und die Vergebung derselben, oder der Ablass, wurde nicht allein für begangene Sünden ertheilt, sondern auch auf zukünftige ausgedehnt. Man konnte sich auf Tage, Wochen, Monathe, Jahre, ja auf das ganze Leben sündenfrey machen. Dieß hatte die natürliche Folge, daß die Sünden-Register immer größer, daß die Taxe derselben immer höher, daß die Gelegenheiten, sie gegen baares Geld zu verkaufen, immer leichter wurden, daß der Reichthum der Kirchen und der Stifter sich schnell vermehrte.

Sie: